

# Jugend ohne Charakter? Dekonstruktivismus oder die Unmöglichkeit der Revolte

*Tino Minas*

Wäre es möglich, daß die Dekonstruktion ihrem Kernimpuls nach ein Konstruktionsprojekt darstellte, das auf die Herstellung einer undestruierbaren Überlebensmaschine zielte?

*Peter Sloterdijk*

## Jugend ohne Charakter

Vor nicht allzu langer Zeit konnte jeder in der Wochenzeitung DIE ZEIT eine wüste Polemik von Jens Jessen gegen die Jugend von heute lesen<sup>1</sup>. Darin war die Rede von einer kuschenden Generation, einer Jugend ohne Charakter, die nur noch auf ihr persönliches Wohl aus sei, ethischen Maßstäben keine Bedeutung mehr zumesse und gerade noch die Bereitschaft aufbringe, die Verantwortung für die nächste Party zu übernehmen.

Man kann das als Vorwurf eines Alt-68ers verstehen, die jungen Menschen seien – zunächst vielleicht sogar ohne ihre Schuld – heute nicht (mehr) in der Lage, ein *authentisches* Leben zu führen: Sie seien eingezwängt in die Gitterstäbe eines Wirtschaftsdarwinismus, dessen Bedingungen es verbieten, einen Blick nach außerhalb eines selbst geschaffenen Gefängnisses zu werfen; zu fragen, wie es anderen gehe; in welchem Zustand die Gesellschaft sei; vielleicht sogar auf den Gedanken zu kommen, dass es so nicht weitergehen könne.

Die Antwort folgte prompt. In den folgenden beiden Ausgaben wurde diese Polemik heftig kritisiert. Die beiden jungen Autoren Manuel J. Hartung und Cosima Schmitt warfen Jessen vor, nur nicht genau hinzuschauen. Die Jugend hätte nur gelernt, an der *richtigen* Stelle zu handeln und sie adelten die quasi-pragmatisierte Revolte als „effizienten Idealismus“<sup>2</sup>. Die nach-68-Geborene Evelyn Finger verwies hingegen auf die Chancenlosigkeit der Modernisierungsverlierer, deren Authentizität vor allem in der Ausübung der Gewalt zu suchen sei als letzter Schrei vor dem Untergang<sup>3</sup>.

Ich möchte dem nicht noch eine weitere (Um-)Deutung hinzufügen; denn an jeder der Generationenperspektiven ist etwas zu finden, dass nicht verleugnet werden kann. Aber um nun nicht festzustellen, dass Alt und Jung einmal mehr nicht einer Meinung

---

<sup>1</sup> Jessen, Jens: „Die traurigen Streber“. DIE ZEIT 36/2008.

<sup>2</sup> Hartung, Manuel J. & Schmitt, Cosima: „Die effizienten Idealisten“. DIE ZEIT 37/2008.

<sup>3</sup> Finger, Evelyn: „Die Bombe tickt“. DIE ZEIT 38/2008.

sind, muss man die Diskussion eine Ebene tiefer ansetzen. Denn das Problem ist möglicherweise nicht die Frage nach dem authentischeren Leben (im Gegensatz zum unauthentischeren); die Jugend ist möglicherweise nicht deswegen „unrebellisch“, weil sie unfähig ist zur Utopie oder nichts dafür zu tun bereit wäre (oder nur einen gefährlichen Hang zur Gewalt entwickle). Sondern weil das Konzept des authentischen Lebens und dem erst daraus erwachsenden Handlungsdruck *selbst* zum Problem geworden ist!

Die dekonstruktivistische Praxis ist dafür die griffigste Illustration auf theoretisch-semiologischer Ebene. Es sind die Fragen, die namentlich Jacques Derrida an die Bedeutungskonstitution gerichtet hat, die analog gelten für die Frage nach der *Selbst*-Konstitution<sup>4</sup>. Und es ist Horst Bieneks Roman „Bakunin, eine Invention“, an dem sich plastisch-literarisch die Authentizitätsproblematik und Subjektauflösung inhaltlich wie formal illustrieren lässt. Der darin portraitierte Student sieht im Wesen der Sprache ein Entfremdungsmoment. Auf der Suche nach Unmittelbarkeit und Authentizität idealisiert er die terroristische Tat als einzige Möglichkeit, dem System der Sprache zu entkommen.

## Derridas Dekonstruktivismus

Der Dekonstruktivismus Derridas steht für eine Praxis, die sich der Anti-Metaphysik verschrieben hat und die sich als kritische Wissenschaft versteht, um althergekommene und verknöcherte Denkweisen zu durchbrechen. Derrida sieht das Lesen eines Textes in der abendländischen Tradition daraufhin ausgerichtet, das eigentlich Gemeinte „hinter“ oder „zwischen“ den Zeilen herauszufinden. Diese „logozentrische“ Suche nach Wahrheit sei aber nicht im Sinne der Textualität an sich. Denn sie ließe, streng genommen, keine einzig gültige Interpretation zu.

Im Anschluss und in Abgrenzung zum Bally-&-Sechehaye-de-Saussure<sup>5</sup> radikalisiert

<sup>4</sup> Soziologische Tiefe bekäme dieser Verweis, wenn es stimmt, was Heinz Bude etwa zum 100. Geburtstag Jean-Paul Sartres schrieb: „Aber wer macht Sartre zum Anderen, wenn man behauptet, dass Sartre nicht mehr zu uns spricht? „Wir“ - das sind die Intellektuellen von heute, die durch die Schule der nachholenden Skepsis gegangen sind. Die am Beginn ihrer intellektuellen Sozialisation mehr und schneller Foucault, Deleuze und Derrida als Sartre gelesen haben, die in Deutschland Luhmann mehr als Habermas Glauben geschenkt haben. Für die schon irgendwann in den achtziger Jahren der Faden gerissen war.“ Bude, Heinz: „Ein Prästerchen auf den Existentialismus“. SZ, 20.06.2005.

<sup>5</sup> Sehr greifbar wird das etwa bei Derridas Umformulierung einer markanten Stelle im *cours*: „Durch eine Substitution, die keineswegs bloß verbal wäre, müßte man also im Programm des *Cours de linguistique générale* das Wort *Semiologie* durch *Grammatologie* ersetzen: »Wir werden sie [Grammatologie] nennen ... Da sie noch nicht existiert, kann man nicht sagen, was sie sein wird. Aber sie hat Anspruch darauf, zu bestehen; ihre Stellung ist von vornherein bestimmt. Die Linguistik ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft, die Gesetze, welche die [Grammatologie] entdecken wird, werden auf die Linguistik anwendbar sein.« (p. 33 / p. 19)

Entscheidend für diese Substitution wird nicht nur sein, daß sie der Theorie der Schrift den erforderlichen Spielraum gegen die logozentrische Unterdrückung und die Unterordnung unter die Linguistik verschafft. Sondern sie wird auch den Entwurf einer Semiologie von dem befreien, was trotz ihrer außerordentlichen theoretischen Reichweite von der Linguistik *beherrscht* blieb, sich ihr als ihrem Zentrum und Telos zugleich unterordnete.“ Derrida, Jacques: „Grammatologie“. Frankfurt a.M., Suhrkamp: 1974, S. 88f, Herv. i. Orig.

Derrida dessen dyadisches Zeichenmodell hin zu einem quasi-einstelligen. Er hebt damit das Gegensatzpaar signifié/signifiant auf zugunsten der vielgelesenen *différance*, mit der er der Schrift und Schriftlichkeit versucht, Herr zu werden. Sie weist als Wortneuschöpfung auf eine jedem Text strukturell inhärente Eigenschaft hin: Dass jedes Zeichen seine Bedeutung nicht nur dadurch erhält, dass es sich von anderen Zeichen unterscheidet, sondern dass diese Bedeutung sich in jeder Neuartikulation auch noch verschiebt. Ein Anfangspunkt dieses Prozesses ist nicht auszumachen. Ein Zeichen ist immer eine Umwandlung eines anderen Zeichens. Ein Text ist immer eine Transformation eines anderen Textes. Unmittelbarkeit (was bis dahin versuchsweise mit Authentizität einhergehen soll) ist damit prinzipiell zu keinem Zeitpunkt möglich, denn

„als Werte in einem angeblich »synchronen« System haben die Zeichen keine (zeitlose) Gegenwärtigkeit: sie sind nicht nur von ihren anderen Zeichen (als deren Opposita) abgespalten, sondern auch von sich selbst, einfach darum: weil ihr *Selbst* zeitlich, d.h. ein Seiendes ist, das, indem es ist, *nicht* ist, und nur indem es *nicht* ist, ist.“<sup>6</sup>

Derrida argumentiert damit zunächst strukturalistisch: Das Zeichen wird ausschließlich dadurch zum Zeichen, indem es sich von (allen) anderen Zeichen unterscheidet, rein indexikalisch vom Wesen her. Der Buchstabe q erhält demnach seine Bedeutung ausschließlich dadurch, dass er Teil des Alphabets ist, wobei er sich also dadurch konstituiert als unterscheidet-sich-von-x-y-z (oder jedem anderen Buchstaben außer q). Das ist das Differentialitätsprinzip. Was Derrida an dieser Stelle aber zu bedenken gibt<sup>7</sup>: Um festzustellen, dass q Teil des abgeschlossenen Systems „Alphabet“ ist, muss eine Perspektive eingenommen werden, die einen Überblick über das gesamte Alphabet bietet; dass es mit a beginnt und mit z endet und dass dazwischen 24 weitere Buchstaben liegen. Diese Feststellung ist jedoch nicht vereinbar mit dem genannten Differentialitätsprinzip. Denn woher nimmt man eigentlich die Sicherheit, dass q nicht Teil eines anderen Alphabets ist oder dass es überhaupt zur Rahmenbedingung „Alphabet“ gehört und indem ich diese Frage nach der Bedeutung von q aufwerfe, nicht längst ein neues System etabliert wurde, dessen Ränder gar nicht auszumachen sind?

Die *neostrukturalistische* Pointe liegt also darin begründet, dass das Differenzialitätsprinzip in Verbindung mit der Zeichenhaftigkeit aller Bedeutung – wie noch der klassische Strukturalist hofft – nicht auf ein feststellbares statisches Gebilde hinausläuft (dasjenige des Systems der „Oppositionen“), sondern genau ohne diese Möglichkeit der *Fest-*Stellung von Systemgrenzen. Die Differenz steht der Struktur voran.

Von hier aus ist es nicht mehr weit zur *Dezentrierung des Subjekts*.

<sup>6</sup> Frank, Manfred: „Was ist Neostrukturalismus?“ Frankfurt, Suhrkamp: 1983. S. 101, Herv. i. Orig.

<sup>7</sup> weshalb für Derrida wohl die Saussure'sche *Différence* (mit „e“ anstelle des „a“) als Wesensmerkmal von Textualität nicht ausgereicht hat.

## Die dekonstruktivistische Störung im Selbst-Bildnis

„Die Subjektivität“, sagt Derrida, „ist - ebenso wie die Objektivität - eine Wirkung der *différance*, eine in das System der *différance* eingeschriebene Wirkung.“<sup>8</sup>

Fokussieren wir also die *Selbst*-Konstitution an, hat die *différance* in erster Linie nicht die Funktion, Nicht-Identität aus einem nicht-abschließbaren Zeichenprozess zu bezeichnen. Sondern sie wird zur Ermöglichungsbedingung von Selbstbewusstsein<sup>9</sup>.

Der Gedanke ist folgender: Während man im klassischen Reflexionsmodell (das Voraussetzung sein könnte von Selbstbewusstsein) davon ausgehen muss, dass auf den Zustand der „bewußtlosen Innerlichkeit“ derjenige des „Aus-sich-heraus-Gehens und Sich-Spiegelns“ noch die „Rück-Verinnerung des Spiegelbildes im Selbst“ folgen muss, stört die dekonstruktivistische Praxis genau jene Rück-Verinnerung und zwar mit dem Zweifel daran, „daß der Strahl, den das Bewußtsein auf sich selbst richtet, bei ihm auch ankommt.“<sup>10</sup>

Plastischer zeigt sich das in folgender Szenerie: Nehmen wir an, das Ich befindet sich in einem (unendlichen) Raum voller verwinkelter Spiegelwände, die unsymmetrisch zueinander stehen. Überall zeigen sich Variationen und Ausschnitte dieses vermeintlichen Ichs. Keiner dieser Erscheinungen lässt sich entnehmen, welche zuerst da war. Und aus dem Fehlen dieses Anfangspunkt oder Ursprungs, lässt sich womöglich auch gar nicht mehr sicher stellen, ob jenes vermeintliche Spiegelbild, das ich anvisiere, nicht das „eigentliche“ *Ich* ist - und dasjenige, das ich als *Ich* eingeschätzt habe, das Gespiegelte darstellt. –

Die Konsequenz lautet:

„Das Ich ist nurmehr der Name für die disseminale Natur der Sprache; es verliert mit der Einheit seines Bedeutens auch seine Person-anzeigende Index-Funktion und steht für ein »Undarstellbares (non-représentable)« und Anonymes.“<sup>11</sup>

### Horst Bieneks literarische Analogie: „Bakunin, eine Invention“

Diese Problematik des Authentizitätsverlusts und der Subjektauflösung im Zusammenhang mit Sprache und Textualität findet sich literarisch wieder in Horst Bieneks „Bakunin, eine Invention“<sup>12</sup>.

<sup>8</sup> Derrida, Jacques: „Positionen“. Graz u.a., Edition Passagen: 1986, S. 70, Herv. i.Orig.; im französischen Original steht für Wirkung: „effet“.

<sup>9</sup> Ich folge in diesem Punkt den Gedanken von Manfred Franks Ausführungen über Derrida in „Theorie des Selbstbewußtseins“. in: ders. Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis. 1991, S. 201ff.

<sup>10</sup> ebd., S. 202.

<sup>11</sup> ebd., S. 203.

<sup>12</sup> Bienek, Horst: „Bakunin, eine Invention“. München, Hanser: 1970.

Der Roman portraitiert einen jungen individualistischen Studenten bei seiner Recherche-Arbeit über die Figur Bakunins, deren Vorbild die historische Person selbst sein dürfte<sup>13</sup>. Der namenlose Student beginnt deshalb seine Arbeit, weil er dem Alltag und dessen „Wiederholungen“ nichts abgewinnen kann und auf der Suche nach einem „Gefühl der Befreiung“ ist. Angestachelt von den „Happenings und Protestveranstaltungen“ der 68er-Revolution fühlt er sich angezogen von einer „Philosophie der Tat“; schon zu Beginn des Buches erfährt der Leser: „Gewalt und Terror empfand er [...] als eine Gewissenslast, zugleich aber als eine traurige Notwendigkeit.“<sup>14</sup>

Doch seine Beschäftigung mit den Quellen über Bakunin führt zu einer Desillusionierung und Ohnmacht. Sie scheitert daran, dass „er kein Anarchist sei, wenn man die politische Bedeutung dafür nähme, [er sei vielmehr, T.M.] doch ein Basarow-Typ [...] [f]ür den die große Veränderung ein Spiel war“<sup>15</sup>. „Die Spielregeln waren es, die nichts änderten“<sup>16</sup>, schlussfolgert er und verweist damit auf die Ablösung der Unmittelbarkeit durch das *Wort*, das sich immer wieder zwischen das vermeintlich authentische Ich und die Wirklichkeit hindrängt. Als „er“<sup>17</sup> die „Regeln für Revolutionäre“ übersetzt, überkommt ihn diese Erkenntnis, mit der *Festschreibung* der Regeln habe sich „ein richtiger Bürokratismus [...] eingeschlichen“.<sup>18</sup> Die Folge:

„Es hatte sich nichts verändert - und doch war seitdem alles anders geworden. Er war ohnmächtig den Dingen ausgeliefert, all den Dingen und Gegenständen, die um ihn waren, die ihn umstellten. Ihre Oberfläche verhöhnnte ihn auf einmal [...]. Es war nichts als die Oberfläche da“.<sup>19</sup>

Thomas Hoeps schreibt dazu: „Der Abbruch der Recherche bedeutet zugleich das Ende seiner Suche nach Authentizität und Sinn und damit eine umfassende Kapitulation“<sup>20</sup>.

Formal ist der Roman ebenfalls so gestaltet, nach Möglichkeit sich der „Wahrnehmung und

<sup>13</sup> Das lässt sich zum Einen aus den Quellenangaben hinten im Buch schließen. Zum Anderen weist Thomas Hoeps in seiner Dissertation über Terrorismus-Romane auf keinerlei Diskrepanzen hin. Hoeps, Thomas: „Arbeit am Widerspruch“. Dresden, Thelem: 2001, S. 128ff.

<sup>14</sup> Bienek 1970, S. 89. Zur Problematik einer Philosophie der Tat siehe auch meinen Aufsatz „Die Sprachauslöschung der 1977er“. In: Mauerschau 2/2008, S. 45-55.

<sup>15</sup> ebd., S. 57f.

<sup>16</sup> ebd., S. 61.

<sup>17</sup> Zur Multiperspektivität des „Er“ komme ich weiter unten.

<sup>18</sup> Bienek 1970, S. 57. Es gibt noch weitere Hinweise auf die Skepsis gegenüber der Sprache. So heißt es weiter hinten: „Auch das Radio ist Zerstörung der Stille durch Geräusche, nichts, was verändert, endlich verändert, früher die Gespräche, die Lieder auf der Straße, die Polizeisirenen, die anfeuernden Schreie, das Klatschen der Gummiknüppel, das Johlen der Menge, jetzt die isolierte Trauer der einfallenden Nacht, die Leere die Abnutzung der Sprache, der Verfall der Wörter, die Trauer der Vogelscheuchen Trauerrevolte“. ebd., S. 85, Textformatierung i. Orig.

<sup>19</sup> ebd., S. 89.

<sup>20</sup> Hoeps 2001, S. 132.

deren sprachliche Repräsentation einer Verdinglichung zu entziehen, die aus permanenten Wiederholungen und sich etablierenden Schemata erwächst<sup>21</sup>. Zum Einen bekommt der Leser verschiedene Textgattungen vorgelegt. Es finden sich Zitate, Beschreibungen des Alltags des Studenten aus aktiver Perspektive, Wiedergabe von Gesprächen eben dieses Studenten in konjunktivisch-rechtfertigender Form, gedichts-ähnliche Passagen, Interview-Protokolle, bloße Aneinanderreihungen von Stichworten ohne Punkt und Komma, verschiedenste Formatierungen oder etwa eine Brechung der Linearität der Einzeltexte, wenn ein eigentlich zusammengehöriges Stück Text plötzlich beim Umschlagen der Seite durch ein anderes unterbrochen wird.

Gerade an Letzterem lässt sich zum Anderen eine weitere Irritation ausmachen. Denn während man ziemlich schnell beim Umklappen die Störung durchschaut oder auch weiter auseinandergezogene Textteile im Nachhinein (mit relativer Wahrscheinlichkeit) aufeinander beziehen kann (z.B. das Interview mit „Arthur Lehning“ S. 44ff., das sich auf S. 69ff. fortsetzt), bewegt sich das Subjekt „er“ hin und wieder in völlig uneindeutigen Sphären. Es lässt sich sowohl auf den Studenten beziehen, als auch auf Bakunin oder gar auf die Befindlichkeit des Erzählers selbst.<sup>22</sup>

Das Buch endet so: Der namenlose Student drückt so fest zu, dass das Bierglas in seiner Hand zerspringt und sich die Scherben in seine Haut schieben. In der Oberfläche des Glases sah er die Nicht-Unmittelbarkeit seiner eigenen Existenz und wollte „hinter“ die Dinge kommen. Die Kellnerin verbindet daraufhin seine Hände mit Mull und Watte, was Thomas Hoeps als „Augenblick der vollkommenen Banalisierung der Basarow-Erzählung“<sup>23</sup> deutet.

Einmal sei das der Fall, weil sich die historische Person Basarow – wie er zuvor erläutert hat<sup>24</sup> – sich ausversehen mit einem Skalpell geschnitten hatte und anschließend an Flecktyphus gestorben war. Das Schicksal des Studenten erscheint als blasse Kopie. Des Weiteren gelte auch die Watte als „nichts anderes als ein nur lose zusammenhängender Verbund einzelner Fasern und also einer Ansammlung zahlreicher Oberflächen“<sup>25</sup>, was auf die Ver-Ohnmachtung durch die Sprache verweist. Die Desillusionierung des Studenten erreicht ihren Höhepunkt; er ist handlungsunfähig in doppeltem Sinne. Er sei nun an den Punkt gelangt, ab dem „sich das schon nur noch fadenscheinige Subjekt widerstandslos von der Eindimensionalität einer ihrer Substanz verlustig gegangenen Welt aufsaugen und in deren Oberflächenstruktur integrieren lässt“<sup>26</sup>.

<sup>21</sup> Hoeps 2001, S. 128.

<sup>22</sup> Das gilt z.B. für den Bericht über die eigene Befindlichkeit auf Bienek 1970, S. 38f.

<sup>23</sup> Hoeps 2001, S. 133.

<sup>24</sup> In einer Fußnote schreibt Thomas Hoeps dazu: „Basarow, der alles was über das objektiv Bestimmbare hinausgeht, als »Romantik« verachtet, sieht sich plötzlich aufgrund einer so leidenschaftlichen wie unerfüllten Liebe dazu gezwungen, »den Romantiker in sich selber« zu akzeptieren und in Folge auch »das Gefühl des Mitleids« anzuerkennen. Weil er aber zugleich nicht bereit ist, seine nihilistische Weltsicht zu entsprechend zu korrigieren, muß er an diesem Konflikt zerbrechen.“ Hoeps 2001, S. 132, zitiert wurde nach eigenen Angaben aus Iwan S. Turgenjew: „Väter und Söhne“. München: 1983, S. 90 u. 124.

<sup>25</sup> ebd., S. 133.

<sup>26</sup> ebd., S. 133.

## Kurzgeschlossen

Nehmen wir den theoretisch-semiologischen Strang auf und fragen nach einem Anknüpfungspunkt mit dem literarisch-plastischen Romanbeispiel.

Derridas Befunde über Textualität lassen sich vergleichen mit der Skepsis gegenüber der Sprache, die den jungen Studenten vermeintlich von der unmittelbaren Wirklichkeit entfernt. Derrida sagt, jeder Text sei eine Transformation eines anderen Textes und das bedeutet: Diesen zu interpretieren, heißt, den fehlenden Sinn nicht zu finden, sondern zu *erfinden*. Das gilt entsprechend für das Konzept des *Ichs*. Der junge Student sieht sich umgeben von Oberflächen, die er zwar mit Typologien füllen kann, das Handeln nach diesen Typologien aber als blass und entfremdet empfindet und so am Ende das Gefühl bekommt, „ohnmächtig den Dingen ausgeliefert“ zu sein. Die Handlungsunfähigkeit steht wesentlich mit der Subjektauflösung in Einklang.

Derrida würde an dieser Stelle wahrscheinlich nicht von Ohnmacht sprechen, wenn sich das Subjekt unter der *différance* auflöst. Im Gegenteil: Peter Sloterdijk spricht sogar von einer „undestruierbaren Überlebensmaschine“<sup>27</sup>, die möglicherweise das Projekt der Dekonstruktion (oder der dekonstruktivistischen Praxis) an sich rechtfertigen könnte - gemeint in dem Sinne, dass sie eine Antwort sei auf die Komplexität der Welt und eine Möglichkeit und Anleitung, in dieser bestehen zu können. Das Konzept der Authentizität wäre damit unterwandert und würde fortan Unmittelbarkeit per se ausschließen. Wahrscheinlich wäre es dann gerade das Eingestehen des Anonymen (anstelle des Ichs), was man als authentisch zu werten hätte!

Jens Jessens Perspektive auf die Jugend von heute wäre in diesem Fall tatsächlich eine Polemik, allerdings nicht auf die Jugend, sondern unfreiwillig auf ein antiquiertes Verständnis von authentischem Leben in der Gegenwart bezogen.

## Kritische Stimmen

Was tun aber, wenn es stimmt, dass die Authentizitätskrise der Jugend sich koppeln ließe an die Probleme der Sprache und Textualität?

Hören wir kritische Stimmen zu Derrida. Charles Taylor beispielsweise schreibt:

„Bei Derrida gibt es nichts als die Dekonstruktion, die die alten hierarchischen Unterscheidungen zwischen Philosophie und Literatur sowie zwischen Männern und Frauen verschlingt, aber ebenso leicht auch die Unterscheidungen von gleich/ungleich, Gemeinschaft/Zwietracht, zwanglos/gezwungen usw. verschlingen könnte. Bei Derrida kommt aus dem Fluß nichts zum Vorschein, was der Bejahung [im nietzscheanischen Sinn, T.M.] wert wäre, und daher geschieht es, daß schließlich die Dekonstruktionskraft selbst gepriesen wird“<sup>28</sup>.

<sup>27</sup> Sloterdijk, Peter: „Derrida ein Ägypter“. Frankfurt a.M., Suhrkamp: 2007, S. 20.

<sup>28</sup> Taylor, Charles: „Quellen des Selbst“. Frankfurt a.M., Suhrkamp: 1996, S. 846.

Auf eine analoge Weise diskutiert Umberto Eco die dekonstruktivistische Praxis von Jacques Derrida im Hinblick auf eine *wahrscheinlichere* (Text-)Interpretation:

„Nimmt Derrida an, daß seine Interpretation die richtige sei, so muß er auch einräumen, daß Peirce´ Text [von dem Derrida sich das Moment der unbegrenzten Semiose aneignet, T.M.] eine *privilegierte Bedeutung* enthält, die man identifizieren, als solche erkennen und ohne jede Ambiguität entziffern kann.“<sup>29</sup>

An anderer Stelle spricht Eco davon, dass „wenn es schon keine Regeln gibt, die uns versichern, welche Interpretationen die »besten« sind, es doch zumindest eine Regel gibt festzustellen, welche »schlecht« sind“, und nennt dafür die „interne Kohärenz des Textes als Parameter für seine [diejenige des Interpreten, T.M.] Interpretation“<sup>30</sup>.

Die Bezüge, die sich von beiden Seiten herstellen lassen, beziehen sich einmal auf dasjenige, „was der Bejahung wert wäre“ und das andere Mal auf die „privilegierte Bedeutung“. Beide sträuben sich gegen die radikale, weil ausschließlich auf Differenzierung und Er-Finden ausgelegte Interpretationsweise. Würde man diesen Stimmen Gehör verschaffen und etwa auf den namenlosen Studenten zugehen, könnte man zumindest sagen: es muss wenigstens so etwas wie ein *authentischeres* Leben möglich sein, auch wenn die vermeintlich unhintergehbare Grundproblematik der Sprache nach wie vor bestehen bliebe. Nur wie, würde er vermutlich fragen.

Vielleicht durch eine Umwertung seiner Werte insofern, als dass sich eine Unterscheidung zwischen einer unmittelbaren und weniger unmittelbaren Wirklichkeit zwar semiologisch/grammatologisch nicht herleiten ließe, es aber gleichzeitig *notwendig* ist, Sprache, Text und Interpretation als *Werkzeug* zu sehen, um in der Welt bestehen zu können! Die Ohnmacht des namenlosen Studenten und Derridas radikalisiertes Credo Zeichen-und-*nichts*-als-Zeichen lassen diesen Aspekt der Einbettung in einen größeren Lebenskontext verblassen und die Welt verwandelt sich unter der dekonstruktivistischen Praxis plötzlich an sich in Sprache, Text und Interpretation, die genau dadurch beliebig wird.<sup>31</sup>

<sup>29</sup> Eco, Umberto: „Die Grenzen der Interpretation“. München, dtv: 2004 (3. Aufl.), S. 433, Herv. i. Orig.

<sup>30</sup> Eco, Umberto: „Theorien interpretativer Kooperation“. in: ders.: Streit der Interpretationen. Hamburg, Philo: 2005, S. 75. Eco schreibt in diesem Absatz weiter: „Aber um dies zu tun, benötigt man zumindest für eine kurze Zeit eine Metasprache, die den Vergleich zwischen dem gegebenen Text und den semantischen oder kritischen Interpretationen erlaubt.“ Mir scheint, dass genau an dieser Stelle die Befürworter Derridas Einspruch einlegen würden. Der inhaltliche Disput verwandelt sich daraufhin in ein bloßes An-den-Kopf-Werfen von Schlagwörtern. Vgl. zu Auseinandersetzungen um die Theorien Derridas heute: Baum, Michael: Der „ununterbrochene Dialog“ - seine Teilnehmer, Vermittler und Zensoren“. Wiesbaden, VS: 2008, S. 13-31.

<sup>31</sup> Aus Sicht des „semiotischen Pragmatismus“ klingt dieses Argument so: „Die wahre Signifikation unterscheidet sich von der falschen dadurch, daß sie nur ein *fundamentum in mente*, sondern auch ein *fundamentum in re* hat. Peirce hat diesen Tatbestand terminologisch in der Weise ausgedrückt, daß er im Begriff des Objektes des Zeichens eine Differenzierung vornahm zwischen dem Unmittelbaren Objekt und dem Realen oder Dynamischen Objekt: das Unmittelbare Objekt ist die Vorstellung oder der Gedanke, worauf das Zeichen unmittelbar beruht, das Verstehen, in dem es gründet.“ Oehler, Klaus: „Über die Grenzen der Interpretation aus Sicht des semiotischen Pragmatismus“. in: ders.: Sachen und Zeichen. Frankfurt a.M., Klostermann: 1995, S. 232-246; Zitat auf S. 239, Herv. i. Orig.

Das authentischere Leben wäre damit zwar nicht gebunden an eine „(zeitlose) Gegenwärtigkeit“ (die vermeintliche Unmittelbarkeit), sondern an die bessere, *näher an die Unmittelbarkeit des Lebens heranreichende Sprache und Interpretation*. Das würde letztlich eine Änderung des Sprach- und Interpretationsbegriffs sowohl von Derrida als auch des namenlosen Studenten bedeuten.

## Antwort an Jessen

Und gesetzt, diese Annahme sei ebenso vertretbar: Als Kritiker ließe sich daraus nur eine Konsequenz ziehen: Sich zurückzulehnen und die Verantwortungslosigkeit des Anderen zu betrauern, ist genau der falsche Weg und lähmt die Gelähmten nur noch mehr! Es kann nur gelten – wenn sich viele handlungsunfähig fühlen, warum auch immer – das menschliche Schicksal immer und immer wieder einem Versuch zu unterziehen, einen Entwurf vorzuschlagen, vorzuleben, sich anzustrengen und zu zeigen, was es bedeutet, die Ambivalenz und Vielschichtigkeit des Daseins heute und in Zukunft auszuhalten (Revolte eingeschlossen)! Allein diese Arbeit und Anstrengung trägt die Motivation für uns Junge in sich und zeigt, dass es sich lohnt, es ebenso zu versuchen!

Und das auch, wenn dieses Spiel tatsächlich nie abschließbar sein dürfte.

## Literatur:

- Bieneck, Horst: „Bakunin, eine Invention“. München, Hanser: 1970  
 Bude, Heinz: „Ein Prösterchen auf den Existentialismus“. SZ, 20.06.2005  
 Derrida, Jacques: „Grammatologie“. Frankfurt a.M., Suhrkamp: 1974  
 Derrida, Jacques: „Positionen“. Graz u.a., Edition Passagen: 1986  
 Eco, Umberto: „Die Grenzen der Interpretation“. München, dtv: 2004 (3. Aufl.)  
 Eco, Umberto: „Theorien interpretativer Kooperation“. in: ders.: Streit der Interpretationen. Hamburg, Philo: 2005  
 Finger, Evelyn: „Die Bombe tickt“. DIE ZEIT 38/2008  
 Frank, Manfred: „Was ist Neostrukturalismus?“ Frankfurt, Suhrkamp: 1983  
 Frank, Manfred: „Theorie des Selbstbewußtseins“. in: ders. Selbstbewußtsein und Selbsterkenntnis. Stuttgart, Reclam: 1991  
 Hartung, Manuel J. & Schmitt, Cosima: „Die effizienten Idealisten“. DIE ZEIT 37/2008  
 Hoeps, Thomas: „Arbeit am Widerspruch“. Dresden, Thelem: 2001, S. 132  
 Jessen, Jens: „Die traurigen Streber“. DIE ZEIT 36/2008  
 Minas, Tino: „Die Sprachauslöschung der 1977er“. In: Mauerschau 2/2008, S. 45-55  
 Oehler, Klaus: „Über die Grenzen der Interpretation aus Sicht des semiotischen Pragmatismus“. in: ders.: Sachen und Zeichen. Frankfurt a.M., Klostermann: 1995, S. 232-246  
 Sloterdijk, Peter: „Derrida ein Ägypter“. Frankfurt a.M., Suhrkamp: 2007  
 Taylor, Charles: „Quellen des Selbst“. Frankfurt a.M., Suhrkamp: 1996